

Συμπλοκή τῶν εἰδῶν

Zum strukturalen Denken in Platons „Sophistes“¹

Von Tadashi OGAWA (Hiroshima/Japan)

1. In dem platonischen Dialog „Sophistes“² steht der Satz: „Denn durch Verflechtung (Sympleke) der Ideen untereinander entsteht der *Logos* für uns.“ (259 E 5–6) Dieser Satz wurde seit 40 Jahren besonders unter den angelsächsischen Forschern häufig zum Brennpunkt der Diskussion über den Dialog.³ Diese englischsprachigen Interpretationsversuche kreisen um die gemeinsame Annahme, daß der *Logos* hier Sprache, sei es Satz oder Wort, bedeute. Der Text Platons scheint mir aber immer noch den Spielraum einer anderen, neuen Interpretationsmöglichkeit zu eröffnen.⁴ Diese neue Interpretationsmöglichkeit zu suchen, ist das Ziel des vorliegenden Aufsatzes. Es fehlt in der bisherigen Diskussion über diesen Streitpunkt ein systematischer Gesichtspunkt, der es ermöglichte, diese Stelle und den Dialog Platons insgesamt einheitlich zu interpretieren. Ein solcher Gesichtspunkt muß m. E. ein strukturaler sein, und er läßt sich von den vorangehenden Interpretationsversuchen nicht abweisen. Die Absicht besteht also darin, dem Text des „Sophistes“ nicht nur in philologischer, sondern in struktural-sy-

¹ Mein Buch: Der *Logos* des Phänomens [japanisch], (Tokyo 1986) (i. f.: Der *Logos* des Phänomens), zeigt eine Re-Interpretation des *Logos* im Licht der modernen Struktur-Theorie. Dort habe ich den Terminus technicus „struktural“ von dem ähnlichen „strukturell“ abgesetzt. „Strukturell“ heißt das Verhältnis unter den Teilen, die zu einem umschließenden Ganzen gehören. „Struktural“ meint das Verhältnis zwischen den Teilen und dem Ganzen. Mein Begriff der Struktur basiert auf der Re-Interpretation der III. Logischen Untersuchung Edmund Husserls. Vgl. E. Husserl, *Logische Untersuchungen*, Bd. 2. Tl. 1 (1913) 226–293. Die Möglichkeit, Platons Dialog „Sophistes“ in einem strukturalen Licht auszulegen, zeigt sich, obwohl unter etwas anderem Gesichtspunkt, in dem Buch Findleys, *Plato. The Written and Unwritten Doctrines* (London 1974) 255 ff.

² Der Text von Platon beruht auf der Eiglerschen Ausgabe in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt. Platon, *Werke* in acht Bänden, Griech.-dte. Ausgabe hg. von G. Eigler. Die japanische Übersetzung, die ich immer konsultiere, ist Platon Zenshu (Platon, *Sämtliche Werke*), hg. von M. Tanaka und N. Fujisawa. 15 Bde. (Tokyo: Iwanami 1974–1977). Die Zitate wie üblich nach der Paginierung von Stephanus.

³ Die Debatte entzündet sich an dem bekannten kommentierenden Buch von Cornford, das Ackrill später scharf kritisiert. Die Streitpunkte werden von Peck wiederum unter Kontrolle gebracht. Bluck versucht in seinem bekannten *Sophistes*-Buch besagte Stelle neu zu interpretieren. Heinaman setzt die Diskussion weiter fort. Vgl. Cornford, *Plato's Theory of Knowledge* (London 1935); Ackrill, ΣΥΜΠΛΟΚΗ ΕΙΔΩΝ, in: G. Vlastos (Hg.), *Plato. A Collection of critical essays* (Indiana 1971, 1976); Peck, *Plato's Sophist. The συμπλοκή τῶν εἰδῶν*, in: *Phronesis*, 7 (1962); Bluck, *Plato's Sophist* (Manchester 1975); Heinaman, *Communion of Forms*, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 83 (1982/1983).

⁴ Vgl. den Interpretationsversuch von Fujisawa: ergänzende kommentierende Anmerkungen und Erläuterungen in dem 3. Bd. der o. g. (Anm. 2) japanischen Ausgabe Platon, *Sämtliche Werke*.

stematischer Hinsicht in bezug auf das Ganze des „Sophistes“ nachzudenken. Der synthetische Blick wird auf den Brennpunkt „Symploke ton eidon“ (Verflechtung der Ideen) gerichtet, um zu fragen, was der platonische Logos ist und wie er ist.

2. Die Leitfrage, von der ich ausgehe, lautet: Was ist die symploke der Ideen? Diese Frage konzentriert sich darauf, was „zusammenflechten“, „zusammenbinden“ heißt, weil symploke aus dem Verb συμπλέκειν (zusammenbinden, zusammenflechten) stammt (I.).

3. Zweitens muß gefragt werden, was das Genitiv Plural der Ideen (τῶν εἰδῶν) bedeutet (II.).

I.

4. Halten wir uns, soweit die Symploke (Verflechtung) in Rede steht, an das Beispiel eines vor uns liegenden Gewebes, damit die folgenden Überlegungen eine Anleitung bekommen. In diesem aus Fäden gefügten Maschenwerk gibt es zwei Arten von Fäden oder Schnüren, die man Kette und Schuß nennt. Das, wozu Kette und Schuß in bestimmter Regelung gemischt und verbunden werden, nennen wir eben das Zusammengewobene oder ein Gewebe, eine Textur. Aber was bedeutet dieses Zusammenverbundensein bzw. Zusammengewobensein? Klar ist, daß zweierlei Bestandteile in der Textur in ein Verhältnis der Einheit gesetzt werden, m. a. W. daß zwei gegeneinander unterschiedene Fäden bzw. Schnüre zu einer Einheit zusammengebracht sind.

5. Dieses Verhältnis der verschieden gearteten Teilmomente zu einer Einheit, besser gesagt, dieser Verhältnis-Vollzug ist mit den platonischen Ausdrücken „dynamis“ und „koinonia“ gemeint. Man muß also danach fragen, was das Verhältnis vollzieht, was die Teilmomente in Bezug und zu einer Einheit bringt. Nur so können wir die Voraussetzung der Interpretation sichern.

6. Platon verleiht an einer Stelle dem Begriff „dynamis“ eine einzigartige Bedeutung, und zwar dort, wo er der naturalistischen und neuzeitlich sogenannten „realistischen“ Behauptung, die das vorphilosophische Bewußtsein in der natürlichen Einstellung immer vorbringen möchte, entgegentritt. Gegen die Behauptung des natürlich eingestellten, vorphilosophischen Bewußtseins: Die Seele sei etwas Körperliches, setzt Platon seine These: Etwas von dem Seienden (on) sei als unkörperlich zuzugeben (247 d). Dies Unkörperliche ist dynamis. Das Seiende *ist* im Wesentlichen nichts anderes als dynamis: Das Seiende als solches ist das, was aktive bzw. passive dynamis besitzt, also in der Weise des Auf-anderes-wirkens oder des Von-anderem-erleidens (247 d–e).⁵ Im „Kratylos“ und im „Gorgias“ (476 b) beschreibt Platon das aktive und passive Verhältnis eines Sachverhaltes so,

⁵ Passows Griechisches Wörterbuch zeigt die platonische Bedeutung von dynamis. Sie ist „immanente Kraft in etwas“; das Greek-Lexicon von Liddell-Scott gibt dem Wort die Bedeutung: „function, meaning, of part in whole“. Platon gebraucht das Wort oft in diesem Sinne: nämlich he tou onomatos dynamis (Kratylos, 394 b) besagt die Bedeutung bzw. den Stellenwert eines Wortes. Die dynamis eines Wortes besteht in dem Vollzug der Verbindung mit anderen Wörtern. So z. B. das die Differenz zwi-

daß die Aktivität des Schneidens die Passivität des Geschnitten-werdens bei sich führt. Das „Schneiden“ und das „Geschnittenwerden“ machen *eine* Praxis aus. Dynamis ist also das, was die aktive Tätigkeit zu dem passiven Erleiden sich verhalten läßt. Das Entstehen-lassen dieses Verhältnisses nennt Platon, wie ich meine, *koinonein* (248 a 10 ff.). Denn auf die Frage, was *koinonein* bedeute, antwortet er wie folgt: „Ein Leiden oder eine Einwirkung, aus irgendeiner Kraft ... entstehend.“ (248 b 6–7) Wo kann man das Geschehen dieses Verhältnisses betrachten? Meine Antwort: In dem, was miteinander zusammentrifft. Eines mit Anderem sich begegnen zu lassen und dadurch in Beziehung zu setzen, das ist das *koinonein* als Sich-Verhalten-lassen zweier Seiender. Dieses Sich-Verhalten-lassen wird also von der dynamis ermöglicht. Dynamis ist eigentlich das Vermögen und die Kraft, die einem Ding innewohnt, sie wird aber von Platon als die Kraft des Sich-auf-Anderes-Beziehens, Sich-zu-Anderem-verhaltens interpretiert. Diese Interpretation von dynamis bei Platon weist auf die Umsetzungsmöglichkeit ihrer Bedeutung in „Funktion“ hin.

7. An der Stelle 248 c im „Sophistes“ wird diese Bedeutung der Funktion noch einmal bestätigt: „Wir setzen das als eine hinreichende Erklärung des Seienden, wenn einem auch nur im geringsten ein Vermögen beiwohnte zu leiden oder zu tun.“ Wir können also vorläufig zusammenfassen: Der Sinn des Seins des Seienden ist Sich-auf-Anderes-beziehen, und eben in dem Sich-Beziehen ereignet sich das Sich-zu-Anderem-verhalten, dessen Ereignis man Verhältnis-Vollzug nennt.

Es handelt sich also um den Verhältnis-Vollzug bzw. das Sich-Verhalten-lassen, wenn ich sage: das Einwirken führt das Eingewirkt-werden mit sich und umgekehrt. Bedeutet aber der Verhältnis-Vollzug, daß die zwei aufeinander bezogenen Momente völlig vermischt und verquickt werden? Wenn das so wäre, würde diese totale und völlige Vermischung die Vorbedingung nicht erfüllen, daß die zwei zu vermischenden Momente sich zunächst und zumeist von einander unterscheiden. Sofern der Verhältnis-Vollzug „Vermischen“ und „Zusammengewobenwerden“ bedeutet, weist er jedoch darauf hin, daß die zu vermischenden Momente nicht bereits verquickt worden sind. Verweben und Verquicken sind also nicht dasselbe. Es bleiben nur drei logische Möglichkeiten: (α) Alles ist nicht zu vermischen; (β) alles ist zu vermischen; (γ) einiges ist vermischbar, anderes nicht.⁶

8. Der Zusammenhang der zitierten Stelle zeigt, daß Platon dort nach den miteinander zusammenhängenden Ideen fragt, und zwar in concreto nach dem Verhältnis zwischen zwei Ideen: Ruhe und Bewegung. Ich aber blende hier die Ideenlehre aus und lasse sie unthematisiert, weil ich in diesem Teil (I.) thematisch nach der Symplotke (Verflechtung) frage. Platon versucht das Thema auf die Weise zu behandeln, daß er erfragt, was folgt, wenn man jede der drei Möglichkeiten als These unterstellt. Nehme ich die erste Möglichkeit an, so setzt das, ganz formal betrachtet, voraus, daß alle Teilmomente nicht vermischt werden. Wenn aber

schen „Pein“ und „Bein“ ausmachende Moment, /P/ oder /B/, produziert die jeweilige Bedeutung. Die dynamis von Platon soll in diesem Sinne als Verhältnis-Vollzug verstanden werden.

⁶ Sophistes, 251 d 4ff.

kein Teil verbunden und vermischt werden könnte, wäre der Logos von Anfang an unmöglich, weil der Logos nur möglich ist, insofern er Verflechtung der Ideen ist. Diese These stimmt nicht mit der Voraussetzung: Symploke als Verflechtung der Ideen, überein.

9. In der zweiten Möglichkeit wird als These vorausgeschickt, daß alle Teilmomente miteinander vermischt werden. Es wird behauptet: Wir bringen alles in Eins zusammen als der Gemeinschaft unter sich fähig und vermischtbar (251 d). Diese zweite These macht es unmöglich, eine Verflechtung zu gewinnen. Das heißt aber, der Logos ist dann unmöglich. Die drei bereits erwähnten Möglichkeiten erschöpfen die logische Überlegung. Wenigstens eine von ihnen muß zu Recht bestehen, damit die Logos-Verflechtung gegeben und auch richtig sein kann. Die dritte These, d. h., daß einiges zwar vermischtbar und fähig ist, an dem anderen teilzuhaben, anderes aber nicht, ist möglich und wahr.

10. Die Frage gipfelt nun darin, was vermischtbar und was nicht ein Teilmoment sein kann. In einer Verflechtung von der Art eines Gewebes ist zwar ein Teilmoment der Kette mit einem Teil des Schusses vermischtbar, indem sie einen Anknüpfungspunkt bilden, ein Teil der Kette ist aber mit einem anderen Teil derselben Kette unvermischtbar und unfähig, sich zu verbinden. Dasselbe gilt auch für den Schuß. Man kann deswegen vorläufig folgern, daß eine Verflechtung, ein Gewebe, zusammengewoben aus Kette und Schuß, aus vermischten und sich abstoßenden Teilen besteht. Die These, die Platon im „Sophistes“ vertritt, nämlich daß das eine vermischtbar und fähig ist, an dem anderen teilzuhaben, impliziert in sich, daß Sich-Verbinden und Sich-Ausschließen zugleich entstehen. Als Denkmodell, um das Sich-Verbinden und das damit zugleich entstehende Sich-Ausschließen zu Gesicht zu bringen, gebraucht Platon hier die Sprache.⁷ Die Sache als Gegenstand der philosophischen Überlegung und die Sprache, die sie zum Ausdruck bringt, werden in eine Parallelität gesetzt. Sie beide sind ein und derselbe Logos. Die Tragweite der Bedeutung dieser Parallelität zu interpretieren, ist nicht mehr Aufgabe dieses Aufsatzes.⁸

11. Die Sprache, die Platon als Denkmodell gebraucht, wird auf verschiedenen Stufen betrachtet. Die erste ist die Dimension der Schrift (ta grammata). Ihm ist dabei nicht bewußt, daß Schrift und Phoneme nicht identisch sein können und immer zu unterscheiden sind; weil er noch nicht in der Lage war, von der modernen strukturalen Linguistik Kenntnis zu nehmen, ist ihm daraus kein Vorwurf zu machen. Die Aussage Platons ist klar und deutlich: „Die Selbstlauter aber gehen vorzüglich vor den übrigen wie ein Band durch alle hindurch, so daß es ohne einen von ihnen auch für die übrigen nicht möglich ist, daß einer sich mit einem andern verbinde.“ (253 a) Die Vokale spielen die Rolle des Verbindens, die Konsonanten die des Ausschließens.

12. Auf einer zweiten Stufe bewegt sich Platon, wenn er sagt, daß der Logos

⁷ Das musikalische Modell gebraucht Platon in Sophistes, 253 b–c und arbeitet damit heraus, daß zwischen dem hohen Ton und dem tiefen ein Verhältnis von „zusammenstimmen“ und „nicht zusammenstimmen“ besteht.

⁸ Vgl. Der Logos des Phänomens, 203.

weder aus einer Reihe nur von Hauptwörtern (onoma) noch aus einer Reihe nur von Zeitwörtern (rhema) besteht. Nomen und Verb müssen in geeigneter Weise gemischt werden. Das Beispiel von Platon: Weder die Wortreihe „Löwe, Hirsch, Pferd“ noch „geht, läuft, schläft“ läßt in sich einen Logos entstehen. Obwohl Platon hier aufhört, das Problem weiter zu erörtern, und darauf verzichtet, zu überlegen, auf welche Weise ein Logos entstehen kann, kann man doch weitergehen und einen Logos dadurch entstehen lassen, daß man ein Hauptwort und je ein Zeitwort auswählt und verbindet wie folgt: Löwe geht, Löwe läuft und Löwe schläft usw. Diese Sätze bilden einerseits eine Logos-fähige Verbindung zwischen Hauptwort und Zeitwort und andererseits durch die entstehende Selektion unter Hauptwörtern und Zeitwörtern eine gegenseitige Ausschließung.

13. Auf einer dritten Sprachstufe steht der Vergleich von Sätzen etwa „Theaitetos sitzt“ und „Theaitetos fliegt“. Man kann an dieses Beispiel anschließen, auch wenn man die These begründen will, daß dieses Beispiel in einem bestimmten Verständnis keinen Beitrag leistet, das Thema „Symploke ton eidon“ ans Licht zu bringen. Die englischen Philologen wie etwa Ross, Cornford und Ackrill wurden gerade deswegen kritisiert, weil diese Gelehrten gemeint haben, dieses Beispiel sei exzellent und aufschlußreich für das Thema „Verflechtung der Ideen“.⁹

14. Diese Kritik ist m. E. zutreffend, denn diese Gelehrten haben den Logos ausschließlich im Sinne von Sprache verstanden, und dieses Verständnis des Logos ist es eben, das in erster Linie überwunden werden muß. Es ist die bereits allgemein aufgenommene Bedeutung des Logos, daß er nicht nur die Sprache, sondern auch das bedeutet, wovon die Rede ist, nämlich das durch die sprachliche Überlegung Thematisierte, an das man beim Sprechen und Schreiben denkt. Die Bedeutung eines Satzes ist nicht mehr etwas Sprachliches in dem Sinne, daß man es vollzieht, sondern etwas Vorprädikatives, nämlich der identische Sinn, von dem die Rede ist.

15. Das Theaitetos-Modell kann aber m. E. den richtigen Anlaß geben, um das Thema Ideen-Verflechtung zu erhellen. In diesem Modell ist etwas über die Verbindungs- und Ausschlußmöglichkeit zwischen der Bedeutung eines Satzes und der Offenbarkeitsdimension des vorliegenden erschlossenen Sachverhaltes ausgesagt. Dies Modell zeigt, daß die Bedeutung eines Satzes mit der vorliegenden Offenbarkeitsdimension des Sachverhaltes entweder vermischt werden kann oder aber sich auf eine ausschließende Weise zu dem vorgefundenen Sachverhalt verhält. Vermischung bzw. Verbindung besagt in diesem Sinne, daß die Bedeutung eines Satzes, wie etwa „Theaitetos sitzt“ bzw. „Theaitetos fliegt“, den Sachverhalt trifft und dadurch mit diesem vorgefundenen Sachverhalt übereinstimmt. Die Übereinstimmung gründet letztlich auf der Unverborgenheit qua Wahrheit (Lichtung) im Heideggerschen Sinne. Hingegen besagt der „Logos“, der in dem ausschließenden Verhältnis zu der Lichtung steht, das Nicht-Treffen, Nicht-Stimmen, also die Unübereinstimmung. Auf jeden Fall ist klar, daß der Logos der Lichtung als vorgefundener Unverborgenheit nicht mehr in der Dimension der

⁹ Bluck, a. a. O.: 121. Vgl. Peck, a. a. O.

Sprache oder des Satzes faßbar ist, sondern dieses Wort meint einen die Sprachdimension umschließenden Begriff. Dies zeigt Platon dadurch, daß er ein Beispiel aus der Sphäre der Musik heranzieht. Er verwendet bei der Erörterung des Verhältnisses der Gattungen untereinander die gleichen Wörter, derer er bei der Verhältnis-Erklärung der Töne bedarf. Für die Musikverständigen ist es leicht, die hohen und tiefen Töne zusammenstimmen und einander aufnehmen zu lassen. „Miteinander-vermischen-lassen“ (synkeranynai) oder „Nicht-miteinander-vermischen-lassen“ sind, wenn man Platon folgen darf, davon abhängig, ob die Töne miteinander zusammenstimmen (symphonein) oder aber einander nicht aufnehmen (ou dechesthai, 253 b–c). Für das Verhältnis unter Gattungen einerseits und unter Ideen andererseits werden dieselben Wörter und Begriffe gebraucht, die auch im Bereich der Musik gelten; daraus folgt, daß Platon dieselbe Struktur sowohl in dem Verhältnis der Gattungen als auch in dem der Töne sieht: Zusammenbinden als Zusammenstimmen und Sich-ausschließen als Nicht-aufnehmen.

16. Was bedeutet diese Struktur, d. h. das Verhältnis von Sich-miteinander-verbinden zu Sich-ausschließen (Nicht-aufnehmen)? Das muß zuerst erhellt werden, wenn man alle Modelle und Beispiele, die Platon hier vorbringt, durchlaufen und nach ihrem einheitlichen Ursprung fragen und von ihm her neu analysieren will.

17. Die aufgeworfene Frage kann auch anders formuliert werden: Wie kann Sich-miteinander-Verbindendes, -miteinander-mischen-Könnendes (meikton) zum Sich-Ausschließenden, -nicht-miteinander-mischen-Könnenden sich verhalten (254 d)? Auf diese Frage würde Platon im Prinzip so antworten: Von dem Seienden wird immer einiges *auta kath hauta* (sich-auf-sich-selbst-beziehend) und einiges nur *pros alla* (in Beziehung auf anderes) „logifiziert“ (legesthai) (255 c 12–13). Was man hier mit „logifizieren“ übersetzt, besagt 1) „zur Sprache gebracht werden“ und 2) „verhältnismäßig vollzogen werden“. Die Antwort Platons entspricht der „Beziehung-von-sich-auf-sich-selbst“ und der „Beziehung von-sich-auf-anderes“. Die Beziehungen, auf denen fundierend das Verhältnis jeweils anders vollzogen werden kann, sind nichts anderes als das Verhältnis der zwei Gattungen des „Selben“ und des „Verschiedenen“. Das Verhältnis zwischen dem „Selben“ und dem „Nicht-Seienden“ ist, soweit ich sehe, nicht, wie man gewöhnlich meint, das Hauptthema des Dialogs, das ist vielmehr die Erörterung des Verhältnisses zwischen „dem Selben“ und „dem Verschiedenen“. Ich muß also dieses Verhältnis vor allem thematisch behandeln und ans Licht bringen. Ideen und Gattungen werde ich in dem Teil II. thematisieren. In dem Teil I. muß darauf geachtet werden, daß man nicht die Pointe der Ideentheorie vorwegnimmt.

18. Aus den vielen Beispielen, die Platon wählt, möchte ich hier eines der interessantesten herausheben, das eine größere Tragweite für die Interpretation hat. Es ist dieses: Weder die Zeitwörterreihe „geht, rennt, schläft“ noch die Hauptwörterreihe „Löwe, Hirsch, Pferd“ bildet einen Logos. Aber wenn man Zeit- und Hauptwörter irgendwie, nämlich wie es sich geziemt, vermischt, kann ein Logos entstehen. Die Hauptperson in diesem Dialog, der Gast aus Elea, gibt keine genügende Antwort auf dieses Problem. Platon selbst hat auch nur eine sachferne Antwort: Vermischen und Ausschließen der Wörter, wie es sich geziemt. Was besagt dieses Geziemensein beim Vermischen und Ausschließen? Meine Antwort ist

eine strukturelle, die sich aus der immanenten Untersuchung von Platon ergibt und die ich in die Form einer Tabelle fasse:

Löwe	—————	geht
Hirsch	—————	rennt
Pferd	—————	schläft

Die horizontale Linie bildet einen Satz. Die Sätze wie etwa „Löwe geht“, „Hirsch rennt“, „Pferd schläft“ sind möglich. Die Linie verbindet die geziemen-derweise vermischten zwei Wörter. Die vertikale Linie zeigt hingegen das Verhältnis, das keinen Logos, wie ihn Platon meint, entstehen läßt, nämlich das Verhältnis, in dem zwei sich-ausschließende Termini, die nicht verbunden werden können, stehen. Dieses Verhältnis nennt man das des Sich-ausschließens bzw. das der Selektion. „Hirsch“ und „Löwe“ sind ausgeschlossen, wenn man „Pferd“ als Nominativ auswählt. Die vertikale Achse fungiert so, daß nur eines der Wörter hier *aktuell* ausgewählt wird und daß die anderen ausgeschlossen und in den Wartezustand der Potentialität gedrängt worden sind. Die beiden Achsen, Horizontale und Vertikale, nenne ich entsprechend der Jakobsonschen Bezeichnung syntagmatisch und paradigmatisch. Die Verflechtung aus beiden Achsen nenne ich selbst Symploketik.¹⁰

In der Symploketik nimmt man ein Wort aus der vertikalen Achse heraus und läßt es, auf der horizontalen Achse gleitend, sich mit einem Wort einer anderen vertikalen Achse verbinden. Das ist es eben, was ich „logifizieren“ nenne. Dann entsteht ein Logos. Pferd geht, Löwe rennt, Hirsch schläft, das ist also ein geziemender Verhältnis-Vollzug, nämlich ein „Logifizieren“. Wie fungiert dann die „Selektion“ bzw. „Auswahl“ der vertikalen Achse? Was bedeutet die Verbindungskraft, von der in der horizontalen Achse die Rede ist? Müssen wir unabhängig von Platon noch zwei Gattungen von Selektion und Verbindung bzw. Vereinigung konzipieren? Die Verbindung bzw. Vereinigung ist nach Platon eine Beziehung von sich selbst auf sich selbst. Die Selektion ist eine Beziehung von sich selbst auf ein Fremdes, eine Fremdartigkeit. Sollen diese Selektion und Verbindung auf den korrelativen Verhältnissen von Ideen bzw. Gattungen bei Platon beruhen? Ist es dann nicht nötig, daß man „Verbindung“ und „Selektion“ (Ausschließlichkeit) als neue Ideen bzw. Gattungen, die Platon nicht thematisierte, hinzufügt? Diese Ausschließlichkeit wird mit Sicherheit von der das *ameikton* (unvermischt) ermöglichenden Gattung hervorgebracht. Diese „Unvermischt-heit“ heißt eben „Sich-unterscheiden“, welches unterstellt, daß zwei Sachen, zwischen denen eine qualitative Grenzlinie gezogen wird, sich zueinander in Hetero-

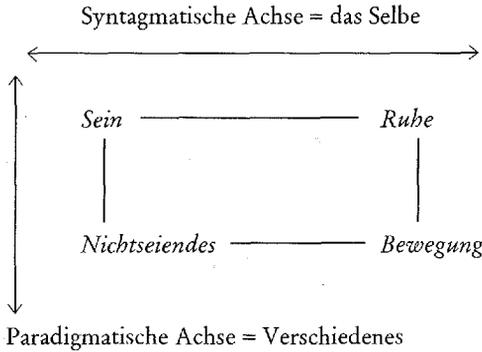
¹⁰ Vgl. Der Logos des Phänomens, § 9.

genität befinden. Die die Selektion ermöglichende Ausschließlichkeit beruht auf dem „Verschiedenen“ (thateron). Was das *meikton* (vermischt) ermöglicht, ist das „Selbe“, weil die Momente in dem Vermischten von einander nicht mehr unterscheidbar sind, sondern vielmehr miteinander verschmolzen sind; Vermischtes basiert letztlich auf Identität. Die Gattung „das Selbe“ macht die Verbindung, die Vermischung und nicht zuletzt die Vereinheitlichung möglich. Die syntagmatische Achse wird also von der Gattung „das Selbe“ ermöglicht. Die paradigmatische Achse ist von der Gattung „das Verschiedene“ (thateron) begründet.

19. Man mag also zwar akzeptieren, daß „Vermischt-werden“ letztlich „Verbindung“ bzw. „Vereinheitlichung“ ist, aber man muß dabei doch auf die Frage antworten: Warum können „Löwe“ und „rennt“ durch die Gattung „das Selbe“ verbunden werden? Ist das nicht lächerlich? Oder ist es richtig, wenn man denkt, daß die beiden Wörter, von denen eines Hauptwort und das andere Zeitwort ist, durch das „Selbe“ verbunden sind, m. a. W. identisch sind? Meine Antwort ist: Plato denkt den Logos nicht nur im Horizont der Sprache. Der Satz: Theaitet sitzt, bezieht sich in der Tat darauf, wie ein Mensch namens Theaitet sich in der vorgefundenen Sachverhaltsoffenheit befindet. Wenn der sitzende Theaitet in der Offenbarkeitsdimension vorgefunden wird, können in diesem Mann „Theaitet“ selbst und das „Sitzen“ selbst *nicht* auseinandertreten.¹¹ Ebenso: Vor mir einen rennenden Löwen sehend, kann ich von dem Rennen selbst den Löwen selbst nicht unterscheiden. Man kann natürlich ein Moment des rennenden Löwen thematisieren und läßt es sich dadurch von den anderen Momenten des Löwen abheben. Aber das ist nicht nur ein phänomenologisches Verfahren, sondern diese Momente im Ganzen fordern immer ein Ureinigendes, ein alle Momente des Löwen umschließendes Erscheinen dieses rennenden Löwen, aus dem eben die genannten zwei Momente erst nachträglich heraus- und auseinandertreten können. In dem Erscheinen des rennenden Löwen tritt ein und dasselbe einerseits als Nominativ „der Löwe“ und andererseits als Zeitwort „rennt“ auseinander. Das Prinzip, durch das diese Achse der Verbindung gelenkt wird und fungiert, ist „das Selbe“. Auch wenn man z. B. einen Akkusativ-Satz wie: „Er liebt seine Frau“ nimmt, gilt dasselbe Prinzip, weil der Sachverhalt gleich wie der rennende Löwe ein und dasselbe ist.

¹¹ Vgl. Tadashi Ogawa, *Ancient Greek Philosophy and Present-day Phenomenology*, in: *Phenomenological Inquiry* (Belmont, Mass. 1986) 124 und 127. Dieser Aufsatz ist ein phänomenologischer Versuch, die platonische Interpretation von Fujisawa und die phänomenologische Interpretation der griechischen Untersuchungen von Klaus Held zusammenzubringen. Bezüglich unserer Stelle muß ich sagen, daß das Vermeiden der Deskription durch Subjekt und Prädikat bei Fujisawa mit der positiven Interpretation der Verquickung von verbaler und nominaler Bedeutung im griechischen Partizip bei Held parallel geht.

Ich kann wiederum eine Tabelle bilden:



20. Es ist die Gattung „das Selbe“, die die syntagmatische Achse steuert und fungieren läßt, die Gattung „Verschiedenes“ hingegen steuert die paradigmatische Achse. Die Symplotetik, mit der ich transzendental interpretative Schemata als Möglichkeitsbedingung des Erscheinenden in der Welt annehme, wird also von den zwei wichtigen Gattungen des Selben und des Verschiedenen bestimmt.¹²

II.

21. Die Symplotike ist der Verflechtung der Ideen bzw. der Gattungen. In dem folgenden Teil soll daher die Theorie der Ideen nachgegangen werden. Was besagt es, daß die Ideen sich miteinander verknüpfen oder sich ausschließen? Diese Frage gliedert sich in die zwei Fragen: 1) Welche Idee stimmt mit welcher zusammen? 2) Welche Idee nimmt welche nicht auf? (253 b 10) „Zusammenstimmen“ (symphonein) weist auf die Synthesis und Vereinigung hin, „nicht aufnehmen“ (ou dechetai) auf die Ausschließlichkeit. Diese beide Fragen formt Platon wiederum in die folgenden beiden Fragen um. a) Gibt es allgemein zusammenhaltende Gattungen, so daß sie imstande sind, sich zu vermischen? Und b) gibt es in verschiedenen Trennungen andere Gattungen, die durchgängiger Trennung Ursache sind? Diese zwei Fragen machen die Aufgabe aus, die in der folgenden Überlegung gelöst werden soll. Es ist die einzigartige Frage nach einer Erkenntnis, die die notwendige Möglichkeitsbedingung der Übereinstimmung und des Nicht-aufnehmens unter den Gattungen selbst aufweist. Diese Erkenntnis nennt Platon als die größte Erkenntnis dialektike (253 c/d).

22. Zur Erörterung der Quintessenz der Dialektik arbeitet Platon vier Hauptthesen heraus, die viele Diskussionen und mehrere Interpretationen hervorgebracht haben. Wir machen zunächst auf die Formalität dieser Thesenreihe aufmerksam: Die erste und zweite These und die dritte und vierte These sind mit „und“ (kai) verbunden; zwischen der zweiten und dritten Thesen steht „und wie-

¹² Der Logos des Phänomens, 144.

derum“ (kai ... au). Eine Iteration und ein Kontrast werden in diesen zwei Paar Thesen angelegt. Ich meine, daß das erste Thesenpaar (1. und 2. These) und das zweite Thesenpaar parallelisiert werden sollen.¹³

23. Die erste These lautet: „Eine Idee erstreckt sich durch viele Formen hindurch, einzelne von einander gesonderte¹⁴ Individualitäten, (sie ist) nach allen Seiten erstreckt.“¹⁵ Das deutet darauf hin, daß eine Idee an vielen Formen und wiederum an vielen Individualitäten teilhat.

24. Die zweite These: Mehrere verschiedene Formen werden von einer Form von außen her (exothen) umfaßt.

25. Die erste und die zweite These sind in Komplementarität und Gegenläufigkeit angeordnet. In der ersten These ist ausgedrückt, daß eine Idee in verschiedene Formen und in verschiedene Individuen auseinandergeht. Die zweite These zeigt hingegen, daß mehrere verschiedene Formen, soweit sie Formen sind, die Formalität als Form (Idee als vereinheitlichende Form) besitzen müssen. Auf diese Weise, daß jegliche Form dank der vereinheitlichenden Form eine Form sein kann, müssen mehrere verschiedene Formen letztlich in einer Idee konvergieren. Dasselbe gilt auch in dem Verhältnis zwischen Form und einzelner Ding.

26. Platon sagt, daß eine Idee „von außen her“ mehrere verschiedene Ideen bzw. Formen umschließt. Aber warum „von außen her“? Dieser Ausdruck will sagen, daß der Spielraum, in dem mehreren verschiedenen Formen das Fungieren und Ausgreifen ermöglicht wird, von einer außerhalb dieses Möglichkeits-Spielraums liegenden Idee umrahmt und eingegrenzt wird. Der Spielraum läßt sich „von außen her“ durch eine Idee vorgängig umrahmen und dadurch vorzeichnen. Diese einzige Idee hat in sich ein System der möglichen Varianten von sich selbst, deren jede eine Ideenvarianz ist, und zwar verweist die Variations-Möglichkeit auf einen vorgezeichneten, von außen her umschlossenen Spielraum. Dabei ist bemerkenswert, daß die einzige Idee die vielen verschiedenen Ideenvariationen keineswegs ins Unendliche entwickelt; die Entwicklungsmöglichkeit ist daher nicht völlig offen. Eine Idee eröffnet so einschränkenderweise einen Möglichkeitsspielraum der Ideenvariationen. Die Interpretation von Bluck z. B. hat insofern recht,

¹³ Obwohl in etwas anderem Sinne vgl. H. Meinhardt, Teilhabe bei Platon (1968) 43.

¹⁴ „henos hekastou keimenou choris“ bezieht sich direkt auf „pollon“ (ideon). Pollon haben Campbell, Natorp, Hartmann so interpretiert: „individuals“, „Mannigfaltigkeit von sinnlichen einzelnen Gegenständen“, „die Mannigfaltigen“. Dementsprechend meint Campbell, daß henos nicht idea (Femininum) betreffen kann, weil henos Neutrum und Singular ist. Er liest also, daß henos hekastou, „jegliches Einzelnen getrennt gelegen“ ist. L. Campbell, *The Sophistes and Politicus of Plato with a revised text and english notes* (Oxford 1867, Reprint New York 1973) 145. Und *dieses Einzelne* ist bezogen auf nichts anderes als auf pollon. Fujisawa liest dieses pollon als ideon, also: „viele Ideen, die sich auf jegliches Einzelne, getrennt gelegen, beziehen“. Entsprechend dem Vorschlag Fujisawas meine ich, daß die erste These teilweise die Vorstufe der dihaireisis enthält. Sie muß also das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Idee implizieren. Die Erörterung des Verhältnisses der Ideen untereinander verlangt notwendigerweise zu erklären, wie das Einzelne sich zu der Idee bzw. Form verhält. Obwohl es einen großen Abstand zwischen den Platonischen Ideen und der Husserlschen Ideation gibt, darf man doch annehmen, daß auch bei Husserl die Ideation zweistufig erstens in bezug auf das Einzelne und zweitens in Hinsicht auf die Ideen untereinander gegliedert ist.

¹⁵ Sophistes, 253 d.

als der Umgreifungscharakter dieser einzigen Idee als obenan stehend ausgelegt wird.¹⁶ Er läßt aber die Funktion dieser Idee außer acht, die „von außen her“ den Spielraum der Abwandlungsmöglichkeit einschränkt. Warum schrieb Platon denn nicht „von oben her“ (anothen)? Soweit man liest: „von außen her umschlossene“ (exothen periechomenai) Formen, ist es leichtsinnig, eine einzige Idee von oberem Rang anzunehmen. Der Charakter der Formen „von außen her umschlossen“ bildet zu dem der einzigen Idee, „nach allen Seiten erstreckt“, einen Kontrast, er entspricht in einem gegenwendigen Sinne dem der einzigen Idee; der erste schränkt den zweiten ein und neutralisiert durch die einschränkende Funktion. Zusammenfassend: die erste und zweite These verhalten sich in einem gegenläufigen und komplementären Sinne zueinander.

27. In der dritten These kommt zum Ausdruck, daß erstens eine Idee durch partielle Ideen hindurchgeht (mehrere eine Ganzheit ausmachende Formen) und zweitens die einzige Idee zu einer Einheit vereinheitlicht und verbunden ist. Die vereinheitlichende Funktion der Idee hebt sich wiederum thesenhaft hervor. Das ist nichts anderes als eine Wiederaufnahme der ersten These, aber darüber hinaus ist hier zum Ausdruck gebracht, wie mehrere Partialideen bzw. die Mannigfaltigkeit der Formen zu einer einzigen Idee konvergieren. In der ersten These ist doch im Gegensatz dazu der Bezug auf das einzelne reale Ding erörtert.

28. Die dritte These zeigt ausschließlich sozusagen einen aufsteigenden Weg zu der Konvergenz und Vereinheitlichung einer einzigen Idee. Diese dritte These aber ergänzt und neutralisiert dadurch die vierte These, daß trotz der konvergierenden Bewegtheit der Ideen zu einer idealen Vereinheitlichung der dagegen angelegte absteigende Weg nach unten eröffnet wird, auf dem die vielen Formen auseinandergehen und sich völlig voneinander unterscheiden. Im Kontrast zu der aufsteigenden Richtung auf eine Idee hin zeigt die vierte These einen gegenwendigen, absteigenden Weg der Möglichkeit, der die einzelnen Formen sich von sich unterscheiden und in einem Möglichkeitsspielraum ausdehnen läßt. Die zwei Wege sind gegenwendig zueinander und zugleich komplementär angelegt. In dem Hin und Zurück der idealen Bewegtheit nach oben und nach Unten ist die Unterscheidung und Identifizierung von vereinheitlichender Idee und von einzelner Partialidee (Form) vollzogen. Wenn ich es richtig gesehen habe, bezieht sich die dritte These eng und genau auf die vierte; und umgekehrt. Das gilt ebenso für das Verhältnis zwischen der ersten und zweiten These.

29. Wie verhält sich das Paar der ersten und zweiten These zu dem zweiten Paar der dritten und vierten These? Das erste Paar nenne ich Paar I, und das zweite Paar II. „Und wiederum“ verbindet, wie bereits gesagt, Paar I und II. Hier erhebt sich die Frage. Auf welche Weise werden I und II sowohl kontrastiert als auch iteriert? Meine Antwort: Das Thesenpaar I impliziert das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Form. Darüber hinaus zeigt sich dort, daß eine einzige Idee jede Formen-Gruppe umschließt und einschränkt. Diese einzig-eine Idee, die eine nebeneinandestehende, koordinierte Eide-Gruppe auf einer hori-

¹⁶ Bluck, a. a. O. 129.

zontalen Ebene sich entwickeln und ausdehnen läßt, schränkt aber zugleich die Möglichkeit dieser ausgedehnten Entwicklung ein. Diese beiden Charaktere, Entwickeln-Lassen und Einschränken, machen eine gegenwendige Bewegtheit aus. Hingegen zeigt das Thesenpaar II nicht eine Entwicklungsmöglichkeit in der koordinierenden Dimension (Horizontalität), sondern vielmehr die Analysismöglichkeit in der vertikalen Dimensionalität zwischen der einzig-einen Idee und pluralen untergeordneten Formen-Gruppen. Diese vertikale Vieldimensionalität nenne ich deswegen den aufsteigenden Weg einerseits und den absteigenden andererseits.

30. Die letzte Frage, die übrigbleibt, ist nun also: Was ist diese je vereinheitlichende Idee? Das ist bei Platon eben die Gattung.¹⁷ Die Gattung erscheint, wie es Platon sieht, in einer Pluralität, nämlich in fünf bzw. sechs gene.¹⁸ Entsprechend der Aussage über die Gattung soll nun auf konkrete Weise erklärt werden, wie die Gattungen miteinander vermischt werden (253 b 9–10). Wenn die letztfungierende Einheitsidee Gattung ist, die in concreto fünf sind, dann kann man auf die Leitfrage des vorliegenden Aufsatzes, was die symploke ton eidon ist, antworten, indem die sich zusammenfügenden und sich trennenden Verhältnisse dieser Gattungen erhellt werden.

31. Im ersten Teil (I.) sagte ich, daß das Gattungspaar „das Selbe“ und „das Verschiedene“ wichtiger als das Paar „das Seiende“ und „das Nichtseiende“ ist. Das ist zwar ein notwendiges Ergebnis, weil dort die „Verflechtung“ der Ideen thematisiert wurde und vor allem gefragt wurde, wie diese Verflechtung strukturiert ist. Die Thematik unseres Dialogs ist aber, genauer betrachtet, das Verhältnis zwischen „den Seienden“ und „dem Nichtseienden“; „das Selbe“ und „das Verschiedene“ fungieren dabei entscheidend in operativer Unthematizität. Das zeigt, daß immer „das Selbe“ und „das Verschiedene“ als die operativ entscheidenden Gattungen sich abzeichnen und auswirken, wenn es das Verhältnis zwischen „dem Seienden“ und „dem Nichtseienden“ zu erörtern gilt. Denn „das Nichtseiende“ kann immer nur im Verhältnis zum Anderen, nämlich „dem Seienden“ „logifiziert“ werden; m. a. W. „das Nichtseiende“ kann als das von „dem Seienden“ Verschiedene immer nur durch vergleichende Korrelation ausgesagt (logifiziert) werden. Dies zeigt sich in der Erkenntnis Platons, daß, wo er das Wesen des „Verschiedenen“ als fünfte Form bzw. Gattung anerkannte,¹⁹ das „Verschiedene“ zugleich überall unter den Formen und Formengruppen umgeht, und daß jegliche Form sich nur dadurch von der anderen unterscheiden kann. Die Unterscheidung zwischen allen Formen ist dadurch ermöglicht, daß jegliche Idee an der des „Verschiedenen“ teilhat. Was die vier Thesen der Dialektik operativ möglich macht, sind die beiden Gattungen „das Selbe“ und „das Verschiedene“. Denn die Art und Weise, wie sich die Formen jeweils zueinander verhalten, nämlich „sich-

¹⁷ Sophistes, 253 b; hier tritt zum ersten Mal das Genos auf.

¹⁸ Im vorliegenden Aufsatz wird nicht versucht, den Prozeß der Ableitungen der Gene: Sein, Bewegung, Ruhe, Selbes, Verschiedenes, zu erklären.

¹⁹ Sophistes, 255 c–d.

von-einander-unterscheidend“ und „sich-trennend“, verweist auf die diakritische Identifikation jeder Form. Die Identifikation impliziert in sich diese beiden Gattungen, weil sie besagt: etwas ist dadurch mit sich identisch, daß etwas von anderem unterschieden ist.²⁰

32. Sind die hier angestellten Erörterungen auf das Verhältnis zwischen „dem Seienden“ und „dem Nichtseienden“, anwendbar? Ich antworte positiv, weil Platon an einer Stelle (256 d–e) sagt, das Nichtseiende sei nicht nur in der „Bewegung“, sondern auch in allen anderen Gattungen vorzufinden. Die Natur der Unterscheidung macht, in bezug auf alle anderen Gattungen, jede Gattung zum Verschiedenen von dem Seienden, also zum „Nichtseienden“. Man kann also alle Gattungen als Nichtseiendes bezeichnen und zugleich Sein bzw. Seiendes nennen, weil sie am Seienden teilhaben. Ist das nicht ein Widersinn?

33. Ein leichtsinniger Interpret würde hier einen Widerspruch bei Platon finden. Aber das stimmt nicht. Hier ist ein struktureles Verhältnis zwischen dem Seienden und dem Nichtseienden versteckt. Das Seiende impliziert das Nichtseiende und verweist darauf. Die beiden streiten miteinander und sind deswegen auf einer Seite kontradiktorisch, aber jedes der streitenden Gegensatzglieder ist vom anderen neutralisiert. Jedes Glied, das Seiende wie das Nichtseiende, ist dadurch eine Art von Seiendem. Die Implikation und Verweisung auf das andere eröffnet eine Horizonthaftigkeit als Möglichkeitsspielraum jeweils anderen Seins.²¹ Das Seiende, *ousia*, impliziert in sich das Seiende (*on*) und das Nichtseiende (*me on*) als das zu den eigenen Möglichkeitsspielräumen Gehörige. Sie sind auf diese Weise beschrieben, daß das Seiende selbst implizite genauso ein Anderes und von den möglichen Anderen Unterschiedenes (*heteron*), ein Anderes des Anderen ist, wie das Nichtseiende anderes als das Seiende ist. Das *on* ist also soviel nicht-seiend, als die Anderen sind. „Auch das Seiende also ist, wieviel das Übrige ist, soviel selbst nicht. Denn indem es jenes nicht ist, ist es selbst Eins, das unzählig viele übrige aber ist es nicht.“ (257 a 4–6) Jedes bringt auf diese Weise einen Horizont mit, der eben ein Inbegriff von unendlich offengehaltenen Möglichkeitsspielräumen ist. Hierbei handelt es sich um das Nicht (*me* oder *ou*), durch das sich alle Formen gegeneinander abgrenzen. Das Nicht ist die Natur bzw. das Wesen des Verschiedenen, anders ausgedrückt, es ist eben das Nicht, das ein jedes von den anderen unterscheidet.

34. Platon erklärt auf die Weise die Funktion dieses „Nicht“, daß er aufschlußreiche Beispiele gibt. Das „Nicht-groß“ besagt, so lehrt Platon, ebensowohl das Kleine wie das Gleiche (257 b 7). Was Platon damit meint, kann man so interpretieren: Das Nicht von dem Nicht-groß zeigt nicht nur die Dimension, in der das Groß dem Klein gegenübersteht, sondern auch diejenige, worin dieser Gegensatz groß/klein neutralisiert wird. Die neutralisierende Dimension verweist auf die nicht-thetische, unentschiedene und allgemeine Bedeutungssphäre hin, nämlich

²⁰ Der Logos des Phänomens, 65, 123, 165, 200.

²¹ Die vor jeglichem Vollzug des Subjekts liegenden Horizonte scheinen mir als quasi-objektive Horizonte der Gegenstände verständlich zu werden, wenn man z. B. den Horizontbegriff Husserls aus „Erfahrung und Urteil“ heranzieht. E. Husserl, Erfahrung und Urteil (1964) 35.

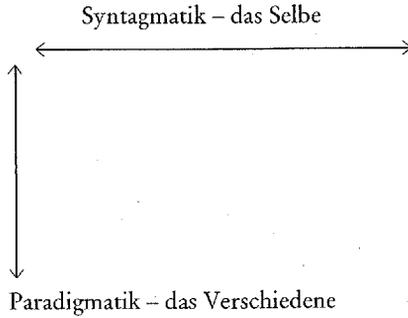
auf das „Klein“ und das „Gleich“; hingegen setzt die spezialisierte Sphäre doch in der binären Opposition groß/klein das Klein als das Nicht-Groß. Das Groß, Markenhaftiges in dem struktural-linguistischen Sinne, ist gegenüber dem markenlosen Nicht-groß gesetzt. Die Markenlosigkeit von Nicht-groß zeigt sich zunächst darin, nicht das Groß zu signalisieren, d. h. das Nicht-groß ist in der Hinsicht auf das Gleich oder das Klein eingestellt. In dieser Un-entschiedenheit ist die Opposition zwischen „Groß“ und „Klein“ neutralisiert. Die Markenlosigkeit von Nicht-groß legitimiert sich zweitens darin, daß das Nicht-groß aber doch das Klein signalisiert und darüber hinaus die binäre Opposition von groß/klein bei dieser Signalisierung fungiert.

35. Aus dieser strukturalen Überlegung ergibt sich, daß das Wesen von Verschiedenem im Nicht doppeldeutig ist, d. h. es bringt einerseits die Opposition zur Entscheidung, aber andererseits diese Opposition wiederum zur Neutralisierung. Das „Nicht“ läßt die binäre Opposition entstehen, aber die oppositionale Ausschließlichkeit wird in dem Komplementärverhältnis neutralisiert, das nichts anderes meint als das Verhältnis des voneinander Abhängenden.

36. Unsere Analyse gilt dem Verhältnis zwischen dem Seienden und dem Nicht-Seienden. Platon selbst sieht, das Nicht-Seiende als solches ist letztlich dank seinem neutralisierten Oppositionsverhältnis zu dem Seienden das, was es ist; er sagt daher: „Wenn wir Nichtseiendes sagen, so meinen wir nicht, wie es scheint, ein Entgegengesetztes vom Seienden, sondern nur ein Verschiedenes.“ (257 b 3) Und noch entscheidender: „Wenn man sagt, daß die Verneinung (apophasis) Entgegengesetztes (enantion) besage, so wollen wir also nur zugeben, daß das vorgesezte ‚nicht‘ etwas von den darauf folgenden Wörtern, oder vielmehr von den Dingen, deren Namen das nach der Verneinung Ausgesprochene ist, Verschiedenes andeute.“ (257 b 9–c 2)

37. Das Nicht besagt Hinweisen auf etwas anderes; etwas verweist über sich hinaus auf etwas anderes. Dieses „etwas anderes“ bedeutet die Möglichkeitsspielräume als solche, die Sphäre des Ganzen von andersartigem Seienden, von anderer Weise des Seins. Das Seiende und das Nichtseiende stehen nicht in der binären Opposition der einander ausschließenden Momente, sondern machen ein Ganzes aus, in dem die Gegensätze neutralisiert sind. Dieses Ganze ist nichts anderes als das, was man mit Platon „im Eins verknüpft“ (en heni synemmenen: 253 d) nennt, eine komplementär umschließende Ganzheit, in der jeder Gegensatz neutralisiert ist. Dieses Komplementärverhältnis nennt Platon „Gegenüber“ (antithesis: 257 e 3–6); er sagt, das Nichtseiende und das Sein seien auf gleiche Weise (homoios) (258 a 1–2).

38. Nun möchte ich zusammenfassen. Wie verhält sich die Verflechtung der Ideen auf der idealen Ebene der Gattungen? Aus den bisherigen Überlegungen (I.) und (II.) ergibt sich die folgende Tabelle:



Die horizontale Achse, Syntagmatik, ist von der Gattung „des Selben“ gesteuert, die die Gattungen miteinander vermischt. Diese Achse fungiert als das Verträglichkeit und synthetische Verbundenheit Ermöglichende. Die vertikale Achse ist hingegen von Selektion und Ausschließlichkeit geprägt. Die Gattung, die die vertikale Achse steuert, ist das „Verschiedene“, das keine Gattung vermischt. Die Ausschließlichkeit läßt keine Vermischung und Verbindung zu. Die Position des Seins stellt sich mit dem Anfang ein, aus dem alle Gattungen und Formen entwickelt werden. Die horizontale Achse, nämlich die Verbindungsachse, die das Seiende sich mit der Ruhe und auch mit der Bewegung vermischen läßt, vermischt auch das Nichtseiende mit der Bewegung und der Ruhe. Wie es unmöglich ist, die Ruhe mit der Bewegung zu verbinden, so werden das Seiende und das Nichtseiende nie vermischt, weil jedes Moment auf der vertikalen Achse nach dem Prinzip „Verschiedenes“ durch Ausschließlichkeit bzw. Selektion geordnet ist. Die sich auf der vertikalen Achse befindenden Teilmomente treten sich nur komplementär gegenüber. Wenn sie zu verbinden bzw. zu vermischen beabsichtigt würde, würde der Charakter der Syntagmatik („das Selbe“) mit dem der Paradigmatik („das Verschiedene“) verbunden; das wäre nichts anderes als der Versuch, eine Verbindlichkeit auf der Ausschließlichkeits- und Selektionsachse entstehen zu lassen. Das wäre ein a-logisches Ereignis. Die Antithesis, wie sie Platon denkt, lehrt, daß die sich ausschließenden, auf der vertikalen Achse vorgefundenen Momente, die nicht in der Aktualität ausgewählt worden sind, im Wartezustand der Möglichkeitsspielräume bleiben.²²

²² Der Dank des Verfassers gilt Herrn Priv.-Doz. Dr. Heinrich Hüni, Wuppertal, für die stilistische Verbesserung des ursprünglichen Manuskripts.